

Buchbesprechungen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **35 (1978)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

1. Wilhelm Theopold, *Votivmalerei und Medizin*. Kulturgeschichte und Heilkunst im Spiegel der Votivmalerei. Verlag Karl Thiemig, München 1978. 172 S. Mit 66 ganzseitigen Farbtafeln und 129 ein- und mehrfarbigen Textabbildungen. Leinen DM 120.-.

Votivbilder finden seit mehreren Jahren zunehmende Beachtung bei Freunden der Volkskunst und der naiven Malerei, bei Volkskundlern und Religionshistorikern. Auch dem Arzt und Medizinhistoriker bieten sie Anregung. Sie zeigen den kranken und verunfallten Menschen, wie er sich selbst sieht, oft noch bevor er zum Objekt der Medizin wird. Sie spiegeln seine Hilflosigkeit im Irdischen, aber auch seine Geborgenheit in einer höheren Ordnung. Mit dem Gelübde (*votum*) nimmt der Gläubige seine Zuflucht zu den Heiligen, den Fürbittern vor Gottes Thron. Mit der Ex-voto-Tafel stellt er sein Anliegen der Vorsehung anheim oder anerkennt dankbar die Erhörung.

Professor Dr. med. Wilhelm Theopold, Direktor der Kinderklinik am Städtischen Krankenhaus in Frankfurt-Höchst, bemerkte vor vielen Jahren, «daß die Votivmalerei eine großartige Illustration zur Medizingeschichte» sein kann. Mit einem prächtigen Band schließt er die bisher bestehende Lücke in der Literatur. Seine «Wallfahrten mit der Kamera» führten ihn durch Süddeutschland, Österreich, Südtirol und die Schweiz. Aus der so entstandenen Sammlung eigener Aufnahmen wählte er die fast zweihundert meist großformatig und farbig wiedergegebenen Abbildungen der eindrucklichsten und schönsten Votivbilder. Der Begleittext behandelt im ersten Drittel des Buches Wesen, Ursprung und Eigenarten der Votivbilder und bespricht die ältesten und jüngsten Vertreter der Gattung. Im Hauptteil gelangen Krankheiten, Operationen, Seuchen, Unglücksfälle, Krieg und Tod zur Darstellung, immer hervorragend illustriert. Der Autor hütet sich glücklicherweise, vor den naiven Bildern um moderne Diagnosen zu rätseln. In einfacher, bilderreicher Sprache hält er sich soweit wie möglich an die damalige Vorstellungswelt, in die er durch Studium der zeitgenössischen Literatur eingedrungen ist. Wissenschaft und Religion sind ihm keine unüberbrückbaren Gegensätze. Auf dem Votivbild begegnen sich ja Himmel und Erde ohne Unterlaß, gewinnt das Wunder Wirklichkeit. «Letzten Endes entscheidet ... der Kranke, wie Religion und Naturwissenschaft miteinander versöhnt werden können. Wer sich in Schmerz und Gefahr seinem Schöpfer anheimgeben kann, findet eine Geborgenheit, die dem Skeptiker versagt bleibt» (S.168).

Die Betrachtung und Bearbeitung der Votivbilder öffnet dem Arzt und Medizinhistoriker einen Weg zum stummen Patienten vergangener Tage. Für das 16. bis 19. Jahrhundert ist der vorliegende Band geradezu eine illustrierte Geschichte des Patienten.

Urs Boschung

2. E. Ashworth Underwood, *Boerhaave's Men at Leyden and after*. University Press, Edinburgh 1977. VII, 227 S. Leinen £ 8.00.

Im Mai 1701 nahm an der Universität Leiden Herman Boerhaave seine medizinische Lehrtätigkeit auf. Hundert Jahre später starben im höchsten Alter seine letzten Schüler. Aus ganz Europa waren sie in ihrer Jugend nach Holland gezogen, um ihn zu hören. Durch sie trug die Medizin eines Jahrhunderts Boerhaaves Gepräge. Den 746 Studenten aus England, Schottland, Irland und den britischen Kolonien widmet E. A. Underwood, ehemaliger Direktor des Wellcome Institute of the History of Medicine, London, sein Buch. Der erste Teil behandelt das Studium in Leiden (Vorbildung, Immatrikulation, Promotion). Besonders gründlich wird die Studiendauer untersucht. 267 Leidener Studenten konnten vom Studienanfang bis zum Doktorat (in Leiden, Reims und Utrecht) verfolgt werden. 26 von ihnen erwarben den Dokortitel nach einer Studiendauer von wenigen Tagen bis sechs Monaten, 175 nach sieben bis 28 Monaten und 66 nach 29 und mehr Monaten. Der zweite, längere Teil des Buches befaßt sich mit dem späteren Lebensweg der Studenten. Trotz des erschwerenden Umstandes, nicht in Oxford oder Cambridge doktoriert zu haben, setzten sie sich in England durch; so wurden 28 ins Royal College of London, 45 in die Royal Society aufgenommen. In Edinburgh führten John Monro, der gemeinsam mit Boerhaave studiert hatte, sein Sohn Alexander und zahlreiche weitere ehemalige Leidener Schüler die medizinische Fakultät von den ersten Anfängen auf die Höhe der Zeit. Andere wirkten als Hof- oder Spitalärzte, viele als Praktiker, einige als bedeutende Wissenschaftler.

Mit dem Autor stellt sich der Leser die Frage: Gewannen diese Männer Einfluß, weil sie Boerhaaves Schüler waren, oder waren es die überdurchschnittlich Begabten, die ihn als Lehrer wählten? Eine eindeutige Antwort gibt es nicht. Der Ehrgeizige, besonders Befähigte mag eher im Ausland studiert haben. Boerhaaves System kam andererseits in seiner Ausgewogenheit dem Streben des Jahrhunderts nach Vernunft und praktischer Anwendbarkeit entgegen, was wiederum dem Fortkommen seiner Anhänger förderlich war. Erstaunlich ist, wie wenig über die Beziehungen des einzelnen zu dem berühmten Lehrer mitgeteilt wird. In der persönlichen Begegnung wurde man doch wohl «Boerhaave's Man»; in gemeinsamer Arbeit und im späteren mündlichen und brieflichen Gedankenaustausch.

tausch bildete sich das Überlegenheitsgefühl dieser Elite, die in ihrem Denken und Handeln lebenslang das Erbe des Meisters hochhielt. In diesem zentralen Punkt hätte wohl die Berücksichtigung der Tagebücher und Korrespondenzen anderssprachiger Studenten weitergeführt. Nicht zuletzt wäre auch deutlicher geworden, was der Anatom B.S. Albinus zum Ruhm der Universität Leiden beitrug.

E.A. Underwoods sorgfältiges, schön ausgestattetes Buch gibt ein aufschlußreiches Bild der Studiengebräuche im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts und weist eindrücklich den immensen Einfluß Boerhaaves und Leidens in Großbritannien nach. Dem biographisch Interessierten leistet es auch als Nachschlagewerk wertvolle Dienste.

Urs Boschung

3. *Albrecht von Haller, 1708–1777*. Zehn Vorträge, gehalten am Berner Haller-Symposium vom 6. bis 8. Oktober 1977 (hrsg. von H. A. Michel u. a.). X, 182 S., farbiges Frontispiz und 10 Tafeln am Schluß. Fr. 40.–. Auslieferung: Stadt- und Universitätsbibliothek Bern, 3000 Bern 7.

Nicht ganz ein Jahr nach der dreitägigen Gedenkfeier zum 200. Todesjahr Hallers in Bern liegen die damals gehaltenen zehn Vorträge von Fachleuten aus nah und fern in sorgfältiger Druckausgabe vor, keine zufällige Festschrift, sondern eine planvolle Würdigung aus heutiger Sicht. Bereits das knappe Vorwort haben zwei Haller-Kenner verfaßt: Urs Boschung die erste, Hans Haeberli die zweite Hälfte. Dann folgen die Darstellungen, die nun mit wissenschaftlichem Anmerkungsapparat ausgestattet sind und durchschnittlich je 17 Seiten umfassen. Der Reigen beginnt mit Michael Stettlers Eröffnungsvortrag über «Haller und Bern». War man nach dem Zuhören beeindruckt, so ist man nach dem Lesen begeistert. Sicher stimmt der einleitende Satz des Anmerkungssteils: «Jede noch so beschränkte Studie über Albrecht von Haller setzt die Kenntnis eines viel umfassenderen Schrifttums voraus.» Stettlers Künstlerhand hat einen glänzenden Lebensüberblick gestaltet, von hoher Warte, in anziehendem Stil, anschaulich, mit treffenden Wendungen. Karl S. Guthke von der Universität Harvard betrachtet Hallers Stellung in der Dichtung; Ulrich Im Hof (Bern) erläutert nach eindringendem Studium die mannigfaltigen Beziehungen Hallers zu Staat und Gesellschaft. Die nächsten vier Beiträge gelten dem Naturforscher und Arzt. Nikolaus Mani (Bonn) schildert Haller und die Physiologie mit der Quellennähe des großen Physiologiehistorikers; er zeigt die Voraussetzungen und Wege Hallers und faßt meisterhaft seine Leistungen zusammen. Loris Premuda (Padua) ergründet den Einfluß Hallers auf die wissenschaftliche Welt Italiens. Den Botaniker zeichnet mit feiner Einfühlung und neuen Ergebnissen Heinrich Zoller (Basel). Hallers

geistesgeschichtliche Stellung sucht Richard Toellner gedankentief auszufinden. Zwei Theologen schließen sich an: Andreas Lindt (Bern) kennzeichnet den religiösen Haller; Walther Zimmerli (Göttingen) stellt dar, was Haller Göttingen gab und was umgekehrt Göttingen für Haller bedeutete. Den Ausklang bildet Walther Killys Vortrag über «Hallers Jahrhundert»: hier richtet sich der Blick auf das Besondere seiner Zeit. Immer sprechen erste Kenner, jeder mit seiner eigenen Note, mit seinem eigenen Federschwing. Das Buch ist für die weitere Hallerforschung unentbehrlich. Heinz Balmer

4. Wilhelm Blasius, *Krankheit und Heilung im Märchen*. Offset-Köhler KG, Gießen-Wieseck 1977. 98 S., 28 Abb.

Der verdiente Physiologe Wilhelm Blasius untersucht vier Grimmsche Märchen, die alter Herkunft sind, auf Krankheiten und Heilungen. Kenntnisreich weist er auf das Vorkommen gleicher Motive in anderen urtümlichen Sagen hin. Krankheitserfahrungen flochten unbewußt am Gewebe der Märchen mit. «Der getreue Johann» wird stufenweise zu Stein, als ob er Gehirnschläge erlitt. «Sneewittchen» schluckt wahrscheinlich im Apfel Tollkirschengift, das die Haut rötet und eine Magenentleerung verlangt. «Rapunzel» ist das Kind einer Mutter, deren Schwangerschaftsavitaminose durch Rapunzelsalat gebessert wurde. Im Ehepaar «Frieder und das Catherlieschen» leidet die Frau bis zum schizoiden Zustand an Narrheit. Blasius entdeckt in diesen Märchen «treffende Beschreibungen verschiedener Krankheitsbilder». Sein Büchlein liest sich angenehm. Die nüchterne Suche nach Diagnosen läßt sich ernst oder heiter fortsetzen, ein wunderliches Spiel im unergründlichen Garten der Poesie. Heinz Balmer

5. Hermann Grensemann, *Knidische Medizin*, Teil 1: Die Testimonien zur ältesten knidischen Lehre und Analysen knidischer Schriften im Corpus Hippocraticum. (Ars medica, Texte und Untersuchungen zur Quellenkunde der Alten Medizin, II. Abt., Griech.-lat. Med., Bd. 4/1.) Walter de Gruyter, Berlin/New York 1975. 275 S., 1 Karte im Text. DM 128.-.

Die rund sechzig einzelnen Schriften des Corpus Hippocraticum (CH) sind uns als zusammengehörendes Ganzes, als «die Werke des Hippokrates» überliefert, obwohl darin recht heterogene Texte stehen. Wenn es gelänge, das Konglomerat nach Autoren, Schulen und Entstehungszeiten zu entwirren und zu ordnen, so läge die Entwicklung der griechischen Medizin, ihrer Lehren und Praktiken sehr viel klarer zutage, und wir könnten uns auch ein besseres Bild von der Wirkung einzelner Persönlichkeiten machen. Dieser berechtigte Historikerwunsch wird sich jedoch immer nur ganz unzulänglich erfüllen lassen: Autorschaft, Schulzuge-

hörigkeit und Entstehungszeit eines «hippokratischen» Textes lassen sich meist nur indirekt, aus Indizien von oft mangelhafter Zuverlässigkeit erschließen.

Grensemanns «Knidische Medizin» stellt einen gewichtigen Beitrag zur Forschung in dieser Richtung dar. Zu Beginn seiner «Methodus medendi» erwähnt Galen jene drei «Chöre von Ärzten», die in der Anfangszeit der medizinischen Wissenschaft miteinander in edlem Wettstreit lagen: neben der überragenden hippokratischen Schule von Kos die ältere des gegenüberliegenden Knidos, ferner der Chor der griechischen Ärzte in Italien (Grensemanns Testimonium 2 a, S.2). Seit den Studien der Hippokrates-Editoren Franciscus Zacharias Ermerins und Emile Littré um die Mitte des 19. Jahrhunderts ist man sich darüber einig, daß das CH eine Reihe gynäkologischer und nosologischer Schriften enthält, die auf die Schule von Knidos zurückgehen; die seitherige Forschung in dieser Frage faßt Grensemann auf S.72–79 zusammen. Die früheste und sicherste Auskunft über Knidos verdanken wir der koischen Schrift «Über die Diät bei akuten Krankheiten» – sie mag von Hippokrates selbst stammen¹ –; hier werden die «*Knidischen Lehrsätze*» («*Knidiai gnômai*») erwähnt und ihre Verfasser kritisiert, u. a. weil sie in der Aufgliederung der Krankheitsbilder aufgrund der wechselnden Symptome zu weit gegangen seien (Test.10, S.21–24). Von den Knidischen Sentenzen selbst sind uns, wie Jutta Kollesch betont², nur zwei kleine Bruchstücke bei Galen und bei Rufus erhalten (Grensemanns Testimonien 13 und 14, S.25–27). Wie soll man da weiterkommen?

Professor Grensemann, der in Hamburg als Medizinhistoriker altphilologischer Richtung wirkt, zeigt in seinem Buch, wie das Suchen nach oft versteckten Hinweisen, der Vergleich von Texten verwandten Inhalts, die sprachliche Analyse ganzer Schriften zu neuen Einsichten führt. Sein Buch umfaßt drei Hauptteile. Den Anfang (A, S.1–45) bilden die 31 Textzeugnisse aus der antiken Literatur (mit deutscher Übersetzung), die die Schule von Knidos und die ihr angehörenden Ärzte Euryphon und Herodikos betreffen (beide um 500 v. Chr. geboren, s. S.201). Im folgenden Teil (B, S.46–79) arbeitet Grensemann Grundzüge der knidischen Betrachtungsweise heraus. Da Galen den Euryphon als Autor knidischer Lehrsätze nennt (Test.13), erschließt Grensemann aus weiteren Euryphon-Zitaten und den ihnen entsprechenden Stellen im CH den Aufbau jener «*Knidiai gnômai*»: «Die Sentenzen haben sich in der Form erhalten, die ihnen Euryphon von Knidos gegeben hat» (S.65). Wie schlüssig Grensemanns Verfahren ist, bleibt eine Ermessensfrage³; es führt zu dem Ergebnis, daß jene knidischen Sentenzen ganz knappe Krankheitsbeschreibungen waren, die das Wesentliche über Symptome, Untersuchungsbefund, Therapie und Verlauf enthielten. Damit glichen sie auffallend den ägyptischen «Informationen» über Krankheitsbilder nach Ver-

letzungen, wie sie uns im Papyrus Edwin Smith überliefert werden. Da Beziehungen zwischen der Stadt Knidos und Ägypten auch sonst verbürgt sind, sehen wir nun plötzlich den Weg, auf dem die alte Heilkunde des Nillandes die junge Medizin der Griechen befruchtet haben kann. «Der Schritt von der ägyptischen zur knidischen Medizin scheint uns kleiner zu sein als der von der knidischen zur benachbarten koischen», findet Grensemann (S.50). Das ist wohl etwas einseitig gesehen, denn auf der andern Seite durchdringen sich knidische und koische Elemente in der jungen medizinischen Wissenschaft der Griechen sehr stark – Joly, Kollesch, Lichtenthaeler u. a. weisen darauf hin. Beispielsweise läßt sich das Bemühen der Koer, die Krankheitsentstehung gesetzmäßig auf ein Überwiegen bestimmter Körpersäfte zurückzuführen, auch schon für die Schule von Knidos nachweisen⁴. Aber Knidos als Bindeglied zwischen ägyptischer und griechischer Medizin – diese Sicht hat m. E. eine große historische Wahrscheinlichkeit.

Am umfangreichsten ist der «analytische Teil» (C, S.80–202) des Buches, in dem Grensemann den Aufbau der im CH enthaltenen Schriften knidischer Herkunft über Frauenheilkunde und Krankheitslehre untersucht. Hier werden die Ergebnisse gründlichster philologischer Arbeit ausgebreitet, die der Nicht-Philologe nur bewundern kann. Grensemann unterscheidet in diesen Schriften drei Schichten der Bearbeitung des Stoffes. In der ältesten, echt knidischen Schicht A sieht er Euryphon als Autor am Werk.

Damit ist noch lange nicht alles erwähnt, was Grensemanns Buch wertvoll und wichtig macht; aber das Gesagte sollte genügen, um den Leser von seiner Bedeutung zu überzeugen.

Anmerkungen

¹ Siehe R. Joly, *Hippocrates of Cos*, in: Dictionary of scientific biography, Bd. 6, New York 1972, S. 418–431.

² Jutta Kollesch, *Die Stellung der knidischen Heilkunde in der wissenschaftlichen Medizin der Griechen*, in: «Corpus Hippocraticum», Colloque de Mons, sept. 1975, Mons 1977, S.106–122.

³ Vgl. dagegen J. Kollesch, a. a. O.

⁴ Siehe R. Joly, *Le système cnidien des humeurs*, in: La collection hippocratique et son rôle dans l'histoire de la médecine, Colloque de Strasbourg (23–27 oct. 1972), Leiden 1975, S.107–127.

Huldrych M. Koelbing

6. Wolfgang Eckart und Klaus-Peter Pohl, *Das Studium der Medizin und die Fächer «Theorie der Medizin» und «Geschichte der Medizin» im Urteil der Medizinstudenten*. Ergebnisse einer Umfrage-Untersuchung unter den Stu-

denten der Medizinischen Fakultät der Universität Münster im Wintersemester 1975/76. Hrsg. von Richard Toellner (Münstersche Beiträge zur Geschichte und Theorie der Medizin, Nr. 12), Münster/Westf. 1976. 106 S. DM 10.-.

Die Arbeit ist dank der Initiative der beiden Autoren, zweier Münsteraner Medizinstudenten, entstanden und stützt sich auf die Antworten, die 700 (von insgesamt 2800) ihrer Kolleginnen und Kollegen im Januar 1976 in einem hochdifferenzierten Fragebogen eingetragen haben. Die ersten 18 Fragen resp. Fragenkomplexe betreffen die *persönliche Situation der Studenten* und ihre *Einstellung zu Studium und Beruf*: soziale Herkunft, Vorbildung, Motive der Studienwahl, Einkommensvorstellungen u. a. m. Unter den Studienmotiven stehen das biologisch-naturwissenschaftliche Interesse, der Wunsch nach Selbständigkeit im Beruf (bei den Männern) und die Hoffnung auf «berufliche Erfüllung» (bei den Frauen) im Vordergrund, gefolgt von der Freude an «Führung und Beratung von Menschen». Neben «Humanität» und «Idealismus» (wo liegt da der Unterschied?) spielt auch die Aussicht auf eine sichere Zukunft ihre Rolle, besonders bei den Männern. Auf die Frage «Haben sich Deine Erwartungen vom Medizinstudium erfüllt?» antworten 52,7 % der Studierenden mit Nein: zuviel Theorie, zuwenig Praxis, zu große Unterrichtsgruppen in den praktischen Kursen. Trotzdem fühlen sich rund zwei Drittel der Siebenhundert als Medizinstudenten wohl, und nur ein Sechstel behauptet unumwunden das Gegenteil.

Besonders aufmerksam habe ich natürlich den Abschnitt über das Verhältnis der Studenten zu den Fächern «Theorie und Geschichte der Medizin» zur Kenntnis genommen (Fragenkomplexe 19–30). Zur *Theorie der Medizin*, wie sie in Münster verstanden wird, gehören 1. wissenschaftstheoretische Fragen, 2. Stellung und Handeln des Arztes in der Gesellschaft (einschließlich Standespolitik und Ausbildung), 3. ärztliche Ethik. Die Themengruppen 2 und 3 umfassen somit auch das, was bei uns in Zürich der Gerichtsmediziner Prof. Hanspeter Hartmann, unterstützt vom Medizinhistoriker und einzelnen Klinikern, unter dem Titel «Ärztliche Rechts- und Standeskunde» in Form einer «Diskussionsvorlesung» (S. 92) anbietet. Von den 13 im Münsteraner Fragebogen genannten Einzelthemen interessiert die Studenten weitaus am meisten die Sterbehilfe (59 % der 22–25-jährigen, 70,5 % der jüngeren!); am gleichgültigsten sind ihnen der Wandel wissenschaftlicher Theorien und die ärztliche Standespolitik. (Auch in unserer Zürcher Vorlesung erregt die Frage der richtigen oder falschen Euthanasie die lebhaftesten Diskussionen.) Drei Viertel aller Antwortenden halten die Beschäftigung mit der «Theorie der Medizin» im Studium für nötig, aber 41 % fühlen sich durch den «Prüfungsdruck» verhindert, sich näher damit abzugeben; andere Hinderungs-

gründe kommen noch dazu. Die grundsätzliche Bejahung eines Faches verbürgt also noch nicht die Teilnahme an den einschlägigen Vorlesungen und Kursen – ein Sachverhalt, der mir aus meinen eigenen Studententagen nicht ganz fremd ist.

Nicht so viel Anerkennung wie der weitgespannten «Theorie» zollen die Münsteraner Studenten der *Geschichte der Medizin*; immerhin halten 48,6 % es für notwendig, sich damit zu befassen, während 31,9 % nichts davon wissen wollen. «Dies ist eine überraschend hohe Befürwortung der Bedeutung des Faches 'Geschichte der Medizin', geht man von der realen Situation aus, daß gerade die medizinhistorischen Veranstaltungen, bis auf die Hauptvorlesung in den ersten Wochen vielleicht, nicht besonders stark frequentiert sind» (S.84). «Prüfungsdruck» und andere Verhinderungsgründe sind eben auch hier wirksam, und vielleicht ist die Zahl der Interessierten in Wirklichkeit noch etwas kleiner, als es nach den erhobenen Zahlen scheint: unter den Studenten, die den Fragebogen ausgefüllt haben, dürften von vornherein die positiv Eingestellten stärker vertreten sein als die völlig Gleichgültigen.

Wiederum haben sich Eckart und Pohl mit Erfolg bemüht, die Vorliebe der Studierenden für bestimmte Themenkreise herauszubringen; dabei konnte der einzelne mehrere Punkte ankreuzen. Zu meiner Beruhigung erfahre ich, daß die «Geschichte der Medizin im Überblick» am meisten Stimmen auf sich vereinigt (50,7 %); überrascht bin ich davon, daß 38 % etwas über die Einflüsse der Philosophie auf die Medizin hören möchten – ich vermute, daß es bei uns pragmatisch eingestellten Deutschschweizern weniger wären. Auch den Wandel der Krankheitsbegriffe – das greift ebenfalls ins Philosophische – und diejenigen der Behandlungsmethoden möchte über ein Drittel der Antwortenden kennenlernen. Unter den verschiedenen Epochen ist das 20. Jahrhundert die beliebteste – also gerade diejenige, deren kritische Darstellung dem Historiker des mangelnden Abstandes wegen am schwersten fällt; aber wir sollten dem verständlichen Wunsch der Studierenden trotzdem entgegenkommen. Mittelalter, Renaissance und «Barock» sind wenig gefragt (ca. 6 %), Prähistorie, Antike und 18./19. Jahrhundert etwas mehr (12–15 %). Erstaunlich gering ist die Freude an Biographien großer Ärzte und Naturforscher (11 %). Die Geschichte der Spezialfächer liegt den Studenten natürlich fern (4,4 %), während sie für die Entwicklung des Krankenhauswesens leichter zu gewinnen sind (18,3 %).

Hinsichtlich der Form der Lehrveranstaltungen in den Fächern Theorie und Geschichte der Medizin bejahen 14,4 % der Antwortenden die einfache Vorlesung, 34 % die «Diskussionsvorlesung» und 49,3 % das Seminar. Ich halte das für illusionistisch: wie sollen die Studenten sich Zeit nehmen, in einem Seminar mitzuarbeiten, wenn ihnen schon die Vorlesung zuviel ist?

Ein besonderer Reiz der vorliegenden Untersuchung liegt darin, daß die Studenten von ihresgleichen befragt worden sind. Das hat zweifellos die Ehrlichkeit der Antworten günstig beeinflußt. So vermittelt die Münsteraner Studie glaubwürdige Aufschlüsse über die Anschauungen und Probleme heutiger Medizinstudenten; uns Dozenten gibt sie zudem wertvolle Hinweise für unsere Arbeit.

Huldrych M. Koelbing

7. Werner Fischel, *Grundzüge des Zentralnervensystems des Menschen*, 4., überarbeitete Auflage. Gustav Fischer Verlag, Stuttgart/New York 1976. 125 S., 69 zum Teil farbige Abbildungen. DM/Fr. 22.—.

Der Autor stellt den Aufbau und die Arbeitsweise von Hirn und Rückenmark in den wesentlichen Zügen übersichtlich dar und berührt dabei auch die Störungen und die pharmakologische Beeinflussung dieser Funktionen. Die vielen sehr klar gezeichneten Abbildungen erleichtern das Verstehen des Textes in hohem Maße.

Huldrych M. Koelbing

8. Heinrich Staehelin, *Geschichte des Kantons Aargau 1830–1885*. Buchdruckerei AG Baden, Baden 1978. 469 S. Fr. 55.—.

Zum 175. Jubiläum des Kantons Aargau ist der zweite Band der «Geschichte des Kantons Aargau» erschienen, der zeitlich an die von Nold Halder behandelte Periode von der Kantonsgründung bis 1830 anschließt. Heinrich Staehelin, Geschichtslehrer an der Kantonsschule Aarau, zeigt in beispielhafter Weise, daß eine Kantonsgeschichte niemals nur «politische Geschichte» (S. 9–146) sein kann. Die wechselhafte und bewegte Politik der erfaßten 55 Jahre, in denen allmählich das liberale Gedankengut Oberhand gewann und sich in vier Gesamt- und Teilrevisionen niederschlug, ist eng verflochten mit den wirtschaftlichen und sozialen Wandlungen zu Beginn der industriellen Entwicklung.

Der zweite Teil des vierteiligen Buches, «Volk und Gesellschaft» (S. 147–259), weist einige medizinhistorisch wichtige Angaben auf: Die Todesursachen in den Jahren 1876–1885 (S. 168) sind trotz starkem Zurückgehen der großen Epidemien noch immer zu 40 % auf die Infektionskrankheiten zurückzuführen. Bemerkenswert scheint, daß Lungenschwindsucht, die akuten Krankheiten der Atemorgane und die Enteritis offiziell in der schweizerischen Statistik nicht zu den Infektionskrankheiten gezählt wurden (Anm. S. 168). Erstaunlich ist auch, daß die Säuglingssterblichkeit im Laufe des letzten Jahrhunderts stark zunahm. Der Aarauer Arzt Ferdinand Wydler führte dies 1865 auf eine falsche Ernährung der Säuglinge zurück, von denen nur etwa ein Drittel gestillt wurden (S. 169/170). Auffallend häufig mußten aargauische Rekruten dienstuntauglich erklärt werden,

wobei mangelhafte Entwicklung und Anämie, Kropf und Plattfuß die maßgebendsten Gebrechen waren. Diese Tatsachen gaben zu genaueren Untersuchungen Anlaß: Während die mangelhafte Entwicklung eindeutig mit der sozialen Stellung in Verbindung gebracht werden konnte, zeigte die Kropfkarte, die Michaelis um die Jahrhundertmitte vom Aargau entwarf, daß die Häufigkeit des Kropfes mit der geologischen Bodenbeschaffenheit zusammenhing; 1883 beschrieb Heinrich Bircher, daß sich bei Verabreichung von Jod leichtere Kröpfe zurückbildeten (S.212–213).

Der dritte Teil (S.261–321) geht auf die wirtschaftshistorischen Aspekte, insbesondere auf die «Landwirtschaft», «Das Handwerk», «Die Industrie» und die «Dienstleistungen» ein. Dem «Gesundheitswesen» ist im vierten Teil «Infrastruktur, öffentliche Dienstleistungen» ein ganzes Kapitel gewidmet (S.412–427): Ihm stand als oberste Aufsichtsbehörde der Sanitätsrat vor, dem als eigentliche Vollziehungsbeamte die Bezirksräte unterstellt waren. Dem Sanitätsrat oblag auch die Pflicht, sämtliche Prüfungen von Medizinalpersonen abzunehmen. Zukünftige Ärzte konnten von 1837 an diese Prüfungen nur noch nach einem Hochschulstudium bestehen, und das Reglement von 1867 verlangte neben einem Propädeutikum Prüfungen in allen Grundlagenfächern und klinischen Spezialitäten. Trotz dieser hohen Anforderungen hatte das Volk aber keineswegs großes Vertrauen in diese moderne Medizin; insbesondere der Pockenimpfzwang fand bei der Bevölkerung keinen Anklang und konnte 1836 nur unter starken Widerständen eingeführt werden. Ein weiterer Stein des Anstoßes waren die unhaltbaren Zustände in der einzigen staatlichen Heilanstalt von Königsfelden, die im Jahre 1866 nach mühsamem Hin und Her in eine Irrenanstalt umgebaut wurde, während die Heilanstalt für Körperkranke, das Kantonsspital Aarau, erst 1887 eröffnet werden konnte. Auch diesem gingen lange Debatten voraus, da etliche Politiker lieber mehrere Bezirksspitäler als ein zentrales Kantonsspital gesehen hätten.

Staehelin ging es in seiner Kantonsgeschichte weniger um die Charakterisierung einzelner prominenter Persönlichkeiten als vielmehr darum, die Wandlungen und Entwicklungen auf politischer, sozialer und wirtschaftlicher Ebene aufzuzeigen. Es ist sehr begrüßenswert und entspricht der jüngsten, sicher richtigen Tendenz, daß er dabei die Medizingeschichte mit in das historische Gesamtbild einbezogen hat und daß sie nicht mehr nur als isolierte Disziplin betrachtet wird. Vera Waldis

9. Peter Sommer, *Das Jenner-Kinderspital in Bern 1862–1962*. Fritz Leu, *Die Jennerstiftung 1963–1977*. Verlag Stämpfli & Cie. AG, Bern 1978. 154 S. mit zahlreichen Abbildungen. Ganzleinen Fr.14.–.

Noch um 1800 starb ungefähr ein Viertel aller Kinder im ersten Lebensjahr. Das erste Kinderspital wurde 1802 in Paris gegründet, das erste schweizerische 1860 in Basel. Zwei Jahre später konnte aufgrund eines testamentarischen Vermächtnisses der ledigen Julie von Jenner, einer Urenkelin Albrecht von Hallers, das nach ihr benannte Kinderspital in der Altstadt Berns mit anfänglich 12 Betten und 2 Wiegen eröffnet werden. Als erster Hausarzt wurde Rudolf Demme (1836–1892) gewählt. Er hatte sich bereits für die Pädiatrie habilitiert und wurde später für dieses Fach sowie für Pharmakologie zum Ordinarius ernannt. Sein erster Assistent war der spätere Chirurg Theodor Kocher, der als cand. med., damals 21-jährig, nebst freier Station im Spital einen Monatslohn von 17 Franken bezog. «Die schwierigste Aufgabe des Kinderarztes», schreibt Demme 1875, «besteht nicht selten darin, die Nachteile eines planlosen, allzu geschäftigen Eingreifens der wohl von Liebe erfüllten, jedoch des richtigen Verständnisses entbehrenden Umgebung des kranken Kindes zu verhüten oder dieselbe auszugleichen.» Demme war ein vortrefflicher Lehrer, zudem ein «Arzt von Gottes Gnaden», wie ihn später Kocher charakterisierte. Seinem Nachfolger Max Stooss (1855–1939) – er konnte 1902 einen Spitalneubau beziehen – wird die besondere Gabe der Intuition sowohl in der Diagnostik und Therapie, wobei er allen Spekulationen abhold war, nachgerühmt. Ihm folgte sein früherer Assistent, ein ehemaliger Schüler von Prof. Czerny in Berlin, Eduard Glanzmann (1887–1959). In dessen Amtszeit fällt der Bau eines Absonderungshauses. Er durfte bei seinem Rücktritt auf eine «grenzenlose Aufopferung und auf hohem Niveau stehende wissenschaftliche Tätigkeit zurückblicken». Ettore Rossi konnte nun 1978 den Neubau der Universitäts-Kinderklinik übernehmen, deren Eröffnung Anlaß zur Erinnerungsschrift gab. Damit fiel der Zweck der Jennerstiftung dahin, ein Spital für Kinder zu errichten und zu betreiben, die – so war es ausdrücklich gefordert – nicht Lehranstalt sein durfte. Die Umwandlung der Stiftung und ihre neuen Aufgaben schildert Fritz Leu. – Peter Sommer hat durch seine mit unzähligen Einzelheiten belebte Darstellung nicht nur medizin- und kulturhistorische, sondern auch sozialmedizinische Einblicke in den Werdegang der Kinderheilkunde Berns in 100 Jahren vermittelt. Dazu tragen auch die schönen Illustrationen bei.

Paul Röthlisberger

10. Albrecht Hirschmüller, *Physiologie und Psychoanalyse in Leben und Werk Josef Breuers* (Jahrbuch der Psychoanalyse, Beiheft 4). Verlag Hans Huber, Bern 1978. 461 S. Mit Dokumentarteil und Abbildungen. Fr. 56.–.

Josef Breuer (1842–1925) ist vor allem durch die Entdeckung einer psychotherapeutischen Methode, der Psychokatharsis, bekannt geworden. Sigmund Freud,

der mit ihm während Jahren eng befreundet war, hat, von Breuers Anregungen ausgehend, die Psychoanalyse entwickelt. Das vorliegende Buch entstand denn auch aus Interesse an diesem Aspekt des Breuerschen Lebenswerkes – aber es ist ein Aspekt unter mehreren: Zunächst war Breuer als Assistent von Johann Oppolzer an innerer Medizin interessiert. Auf diesem Gebiet habilitierte er sich, und wenn seine Laufbahn nun nicht geradlinig zu einem Ordinariat führte, so lag das nicht nur an den Zufälligkeiten des akademischen Lebens, sondern mehr noch an Breuers wenig ehrgeiziger Natur. Sodann hat Breuer während seines ganzen Lebens – und zeitweise sehr intensiv – auf dem Gebiete der Physiologie geforscht: Die Entdeckung der Selbststeuerung der Atmung (als Hering-Breuer-scher Reflex noch jetzt «zum Lehrstoff der Vorklinik gehörend») und die Forschungen zur Funktion der Bogengänge haben ihm einen festen Platz in der Geschichte der Medizin gesichert – von weiteren Arbeiten zu schweigen. Auch hier bewährte sich übrigens sein zugleich fester wie konzilianter Charakter: weder E. v. Cyon noch R. Barany hatten Grund, sich über ihn zu beschweren – im Gegenteil. Gerade seine Charaktereigenschaften ließen ihn zu einem ausgezeichneten «praktischen Arzt» (in heutiger Terminologie wohl eher: zu einem «Allround-Internisten») werden, und, was mehr ist: sie ließen ihn in diesem Berufe sein Lebensglück finden, wie er selbst am Ende seines Lebens betonte. Er war nicht nur eine Art «Leibarzt der medizinischen Fakultät» (und die Herren wußten ja wohl, wem sie sich selbst anvertrauten), er war auch mit der kulturellen Elite des damaligen Wien eng als Mensch und Arzt verbunden; ein kleines Gedicht von Marie von Ebner-Eschenbach legt rührendes Zeugnis davon ab.

In Albrecht Hirschmüller hat Breuer nun einen Biographen gefunden, der sich diesem schwierigen Unterfangen voll gewachsen zeigt. Der Text ist klar gegliedert, die Kapitel sind übersichtlich gestaltet und nicht überladen. Dies ist kein kleines Verdienst; das Material ist nämlich außerordentlich umfänglich, so daß eine strenge Auswahl nötig war. Die Nachweise sind sehr zahlreich, und sie hinterlassen stets den Eindruck einer ebenso sorgfältigen wie intelligenten Detailforschung. Besonders hervorzuheben ist das Verständnis des Autors für *alle* Gebiete von Breuers Forschertätigkeit, einschließlich der persönlichen und zeitgegebenen Hintergründe. Bemerkenswert ist das zumal für Breuers psychopathologisches (und damit prae-psychoanalytisches) Denken: Hervorzuheben ist dies, weil Objektivität gegenüber der Psychoanalyse auch den Historikern oft schwerzufallen scheint.

Von ganz besonderer Bedeutung unter Breuers Forschungen zur Psychopathologie sind diejenigen, die er mit Freud zusammen durchführte und die dann zum gemeinsamen Buch «Studien über Hysterie» (erschieden 1895) führten. Die

therapeutische Arbeit ging hier Hand in Hand mit einer intensiven theoretischen Erarbeitung von Grundlagen. Diese betrafen vor allem das Prinzip der psychischen Energie und ihrer Konstanz, wobei es bereits Unterschiede gab, auch wenn beide Forscher «die Sprache der Physik und Physiologie» benützten. Auch bei der Bedeutung der Sexualität für die Entstehung der Neurosen waren sich beide Forscher weitgehend einig; Freud ging aber allein dann doch viel weiter. Die überragende Bedeutung der Erlebnisse der frühen Kindheit für die Neurosen gehört Freud noch ausschließlicher an. So mußte sich denn auch die Therapie wandeln: an die Stelle der Psychokatharsis Breuers, die die Hypnose benötigte, stellte Freud seine Psychoanalyse, deren Methode der freien Assoziation die Rekonstruktion der ganzen inneren Lebensgeschichte gestattete. Natürlich spielte das wissenschaftliche Temperament eine Rolle: Breuer war eher klinisch-beobachtend, im Theoretisieren behutsamer und besonders stark dem therapeutischen Handeln verpflichtet, während Freud eher «ein Mann der absoluten und exklusiven Formulierungen» war (Brief Breuers an August Forel). In den Diskussionen beider Männer nahm der «Fall Anna O.» eine besonders wichtige Stelle ein. H. F. Ellenbergers Entdeckung späterer Klinikaufenthalte dieser vermeintlich geheilten Patientin hat hier wesentliche neue Quellen erschlossen. Freilich erhebt sich hier die Frage, wie weit psychiatrische Krankengeschichten historisch genutzt werden dürfen. Wer als Arzt dem Patienten verpflichtet, zugleich aber an präziser Geschichtsschreibung interessiert ist, wird hier um einen inneren Konflikt nicht herumkommen.

Hirschmüllers Forschungen reduzieren aber auch wuchernde Legenden auf ihren wahren Kern: so insbesondere Breuers Beziehungen zu Anna O. Leider ist auch Ernest Jones an solchen Legenden nicht unschuldig, obwohl man ihm, wenn man die damalige Quellenlage und die Entstehungsbedingungen seines Buches kennt, daraus keinen Vorwurf machen kann. Es ist aber sehr erfreulich, daß man über vieles nun sehr viel besser Bescheid weiß. Natürlich kann man bei der Beschreibung eines so reichen Lebens und eines so umfänglichen Werkes die Akzente verschieden setzen. Akzeptiert man aber das vernünftige Prinzip des Autors, die Beziehungen Breuers zu Freud und Breuers Bedeutung für die entstehende Psychoanalyse in den Mittelpunkt zu stellen, so läßt Hirschmüllers Werk kaum noch Wünsche offen, wobei es natürlich in der Natur des Gegenstandes liegt, daß «letzte Worte» nicht gesprochen werden können. So ist nicht nur eine Biographie Josef Breuers entstanden, die dieses großen Mannes würdig ist, sondern auch ein Buch, das zu den grundlegenden Werken zur Vor- und Frühgeschichte der Psychoanalyse gehören wird.

Hans H. Walser